

Die arme Baronin [Fortsetzung]

Autor(en): **Keller, Gottfried**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 47

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647212>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

acht Mal, der Regisseur ist unbefriedigt und es muß noch zum neunten und zehnten Mal geübt werden. Die Akteure haben die Kampfitiere ausgewählt, der hochgesinnte Pfarrer von Evolena ist selber dabei. Da schiebt eine Wolke sich vor die Sonne, schwarz wie Kaminrauch. Die Gletscher dunkeln und nun faucht und stübert es düster vom Gehänge nieder, Schneeflocken wirbeln, noch zehn Minuten — und über die blühende Alp tobt der wildeste Sturz. Abproben und heim, war befohlen worden. Die Einheimischen fangen die grafsenden Maultiere ein. Auf den bloßen Rücken hüpfen die Mädchen und jagen gestreckten Galoppes durch Gras und Geröll und verschwinden walfürenhaft im Nebeldunst.

Allein so wahr als der Tag stärker ist als die Nacht, hat auch die Walliser Sonne am nächsten Morgen die Nebelgeister überwunden. Sie ist der Petronella treu geblieben und hat es ermöglicht, die Naturaufnahmen in 6 Wochen zu beendigen. Eine Gletscherzene wurde später am Jungfrauoch nachgeholt und die Innenaufnahmen wurden nach den an Ort und Stelle aufgenommenen Skizzen und Plänen des Filmarchitekten in den Ufaateliers von Berlin gedreht.

So erscheint Petronella als erster Großfilm der schweizerischen Helvetiafilm A. G., die sich zur Aufgabe stellte, geeignete Werke schweizerischer Dichter zu verfilmen. Es ist kein Pfennig deutsches Kapital dabei.

Dennoch hat der Petronellafilm in Berlin den Lampenschein erhalten und trägt damit den Stempel „der künstlerischen Gediegenheit und des volkserzieherischen Wertes.“

Johannes Fegerlehner.



Aus dem Petronella-Film: Josmari fordert Pia zum Tanz.

Die arme Baronin.

Von Gottfried Keller. (Fortsetzung).

Nun nahm die Angelegenheit eine andere Gestalt an; er mußte jetzt trachten, die wilde Rabe, wie er sie wegen ihrer Unzugänglichkeit nannte, gegen ihren Willen ein bißchen zu füttern, nur vorsichtig und allmählich. Er gab vor, zu einem späteren Frühstück, das er sonst außerhalb einnahm, nicht mehr ausgehen zu wollen und bestellte sich eine tägliche Morgenmahlzeit mit Eiern, Schinken, Butter und noch mehr Semmeln. Davon ließ er dann den größeren Teil unberührt, in der Hoffnung, die arme Kirchenmaus werde davon naschen. Das mochte auch während einiger Tage geschehen; dann aber schien sie den Handel zu wittern, wurde mißtrauisch und bemerkte eines Morgens, er möchte entweder weniger bestellen oder über die Reste in irgend einer Weise verfügen, und zuletzt nahm sie auch die Semmel nicht



Aus dem Petronella-Film: Des Landes verwiesen, nimmt Josmarie Abschied von Pia.

mehr, die übrig blieb. Da wußte er nun wieder nichts mit ihr anzufangen.

Eines Tages, als er von einem Ausgang nach Hause kam, traf er sie auf dem Hausflur bei einer Gemüßefrau, welche auf ihrem Körbchen einen prächtigen Nelkenstock zu verkaufen hatte, der trotz der vorgerückten Jahreszeit noch ganz voll von hochroten Nelken blühte. Die Baronin nahm den Topf in die Hand und drückte schnell ein wenig das Gesicht in die Blumen, offenbar von einem Heimweh nach dergleichen ergriffen; sie fragte zögernd um den Preis, schützelte den Kopf, gab den Stock zurück und schlurste eilig davon. Brandolf erstand sogleich das Gewächs, hoffend, es ihr noch auf der Treppe aufdringen zu können; sie war aber schon in ihrem Malepartus verschwunden, und er trug den Nelkenstock in seine Wohnung, wo er denselben auf ein Tischlein stellte, das er nebst einem Stuhl zum Lesen an ein Fenster gerückt hatte. Sorgfältig legte er jedoch zur Schonung des Tischchens einen Quartanten unter den Topf.

Später begab er sich wieder weg, um zu Tisch zu gehen, und da es zu regnen begann, verfuhr er seine Füße mit Gummischuhen. Daher war sein Schritt unhörbar, als er nach einigen Stunden zurückkehrte und ins Zimmer trat. Unter der geöffneten Tür stehend, sah er die Frau auf dem Stuhle vor dem Nelkenstocke sitzen, einen Staubwedel in der Hand. Sie lehnte müde zurück und war eingeschlafen, die Hände mit dem Wedel im Schoße. Leise schloß er die Tür und schlich nach dem Sofa, von wo aus er mit ver-schränkten Armen die schlafende Frau aufmerksam betrachtete. Man konnte nicht sagen, daß es gerade ein ausdrücklicher Gram war, der auf dem Gesicht lagerte; es glich sozusagen mehr einer Abwesenheit jeder Lebensfreude und jeder Hoffnung, einer Versammlung vieler Herrlichkeiten, die nicht da waren. Einzig an den geschlossenen Wimpern schienen zwei Tränen zu trocknen, aber ohne Weichmut, wie ein paar achtlos verlorene Perlen.

Desto weichmütiger wurde Brandolf von dem Anblick; je länger er hinsah, um so enger schloß er ihn ans Herz; er wünschte dies unbekanntes Unglück sein nennen zu dürfen, wie wenn es der schönste blühende Apfelzweig gewesen wäre oder irgend ein anderes Kleinod. Er hatte sein Leben lang etwas Nürrisches an sich und soll es jetzt noch haben, insofern man das nürrisch nennen kann, was einem nicht jeder nachtut.

Plötzlich erschütterte sich die Schläferin wie von einem unwilligen oder ängstlichen Traum und erwachte. Verwirrt sah sie um sich, und als sie den Mann mit dem teilnehmenden Ausdruck im Gesicht wahrnahm, raffte sie sich auf und bat mit milderem Worten, als sie bisher hatte hören lassen,

um Entschuldigung. Sie tat sogar ein übriges und fügte zur Erklärung bei, Nelken seien ihre Lieblingsblumen, und sie habe dem Gelüste nicht widerstehen können, ein wenig bei dem schönen Stod auszuruhen, wobei sie leider eingeklappt. Einst habe sie über hundert solcher Stöcke gepflegt, einer schöner als der andere und von allen Farben.

„Darf ich Ihnen diesen anbieten, Frau Baronin?“ sagte Brandolf, der sich sogleich erhoben hatte, „ich habe ihn unten gekauft, als ich sah, daß Sie die Pflanze in die Hand genommen und mit Gefallen betrachteten.“

Das milde Wetter war aber schon vorüber. Mit Not übergossen schüttelte sie den Kopf. „Bei mir ist zu wenig Licht dafür“, sagte sie, „hier steht er besser!“ Als ob es sie gereute, schon so viel gesprochen zu haben, grüßte sie knapp, ging hinaus und ließ sich die folgenden Tage kaum blicken.

Endlich brachte sie die erste Monatsrechnung, auf einem Streifen grauen Papiers geschrieben. Er las sie absichtlich nicht durch; mit dem innerlichen Wunsche, sie möchte recht hoch sein, bezahlte er den Betrag, der jedoch die Ausgabe keineswegs überschritt, auf die er zu rechnen gewohnt war. Während er das Geld hinzählte, stand die sonderbare Wirtin, wie ihm schien, eher in furchtsamer als in trostiger Haltung lautlos da, wie wenn sie der gewohnten Auffündigung entgegenkäme. Aber entschlossen, durchaus ein Licht in das Dunkel dieses Geheimnisses zu bringen, ließ er sie hinausgehen, ohne die geringste Lust zum Ausziehen zu verraten. Neugierig, wie es sich mit ihren Rechnungskünsten verhalte, studierte er gleich nachher den Zettel und fand ihn nicht um einen Pfennig überseht; dagegen war jedesmal, wo er beim Frühstück nur ein Brötchen gegessen, das zweite übriggebliebene nicht aufgeschrieben. Nun wurde er gar nicht mehr klug aus der ganzen Geschichte, zumal als er beim Weggehen gegen Abend zum ersten Male von der Gegend der Küche her ein schüchternes Knallen wie von einem brennenden Holzschichtlein hörte und den Geruch von einer guten gebrannten Mehlsuppe empfand, die mitzueßen ihn seltsam gelüstete. Nun war er überzeugt, daß die Baronin erst jetzt sich etwas Warmes zu kochen erlaubte. Am Ende, dachte er, tut sie das alle Monat einmal, wenn die Rechnung bezahlt wird, wie die Arbeiter am sogenannten Zahltag ins Wirtshaus zu gehen pflegen!

Und in der Tat war von der üppigen Kocherei schon am nächsten Tage nichts mehr zu verspüren.

Um die Mitte des Monats Oktober kam es zu einer fast ebensolangen Unterredung, wie die von dem Nelkenstod war. Die Baronin machte Brandolf aufmerksam, daß jeden Tag der Winter eintreten und die Feuerung in den Defen nötig werden könne, und sie fragte, ob er Holz wolle anfahren lassen und wie viel? Und es kam ihm vor, als ob sie mit einiger Spannung auf die Antwort warte, aus welcher sie ersehen konnte, ob er bis zum Frühjahr zu bleiben gedanke. Er nannte ein so großes Quantum, daß man alle Defen der ganzen Wohnung damit heizen und auch auf dem Herde ein lustiges Feuer bis in den Mai hinaus unterhalten konnte. Zugleich übergab er ihr eine Banknote mit der Bitte, alles Nötige zu besorgen, den Einkauf und das Kleinmachen des Holzes; sie nahm die Note und verrichtete das Geschäft mit aller Sorgfalt und Sachkunde. Es dauerte auch kaum acht Tage, so fing es an zu schneien, und jetzt mußte die einsame Wirtin sich öfter sehen lassen, da sie die drei Defen ihres Mietherrn selbst einfeuerte und mit Holzherbeitragen und allem andern genug zu tun hatte. Sie bekam dabei ruhige Hände und ein rauchiges Antlitz und sah bald völlig einem Aschenbrödel gleich.

Wenn Brandolf aber gehofft, sie werde nicht so dumm sein und auch ihr eigenes Wohngeläch etwas erwärmen, so hatte er sich darin getäuscht, denn so wenig als im Sommer konnte er gewahren, daß dort das kleinste Feuerchen entfacht wurde. Und doch war inzwischen die Kälte stärker und anhaltend geworden; wenn die Baronin ihre Geschäfte beendet hatte, so mußte sie sich einsam im kalten Gemache

aufhalten, und Gott möchte wissen, was sie dort tat. Auch wurde sie ersichtlich immer blässer, spitziger und matter, und es schien ihm, als ob sie die Holzkörbe jeden Tag mühsamer herbeischleppe, so daß es ihm, der ohnedies ein gefälliger und galanter Mann war, ins Herz schnitt. Allein jeden Versuch, sie zum Sprechen zu bringen und eine Hilfe einzuleiten, lehnte sie beharrlich ab, wie wenn sie sich so recht vorsätzlich aufreiben wollte. Er war aber ebenso hartnäckig und wartete auf den Augenblick, der schließlich nicht ausbleiben konnte.

Indessen wurde die Zeit doch etwas lang in Hinsicht auf seine Verhältnisse. Sein verwitweter Vater war ein großer Gutsbesitzer und sehr reicher Mann, welcher wünschte, daß der einzige Sohn bei ihm leben und die Verwaltung der Güter übernehme. Auf der andern Seite war der Sohn ein entschiedenes juristisches Talent und ein gut empfohlener junger Mann, welcher von oben dringend zum Staatsdienst aufgefordert und ermuntert wurde. Er war auch nach der Hauptstadt gekommen, um sich die Dinge näher anzusehen und sich für einweilen zu entschließen, wenn auch nicht für immer.

Täglich einige Stunden auf dem Ministerium als Freiwilliger arbeitend und im übrigen ein etwas wählerischer reicher Muttersohn, ließ er sich mit aller Gemächlichkeit Raum, zum Entschluß zu kommen. Doch wurde soeben von neuem in ihn gedrungen, da man ihn zu einer bestimmten Funktion ausersehen hatte, die seinen Aufenthalt in einem entlegenen Landestheile erforderte. Er aber wollte den Abschluß seines Abenteuers in der Mietwohnung durchaus nicht fahren lassen, der Vater drang ebenfalls auf Erfüllung seines Wunsches, und so lag er eines Morgens länger im Bett als gewöhnlich und sann über den Ausweg nach, den er zu ergreifen habe. Endlich gelangte er zu der Meinung, daß er ja ganz füglich seine juristischen Kenntnisse und amtlichen Beziehungen benutzen könne, um im stillen und mit aller Schonung über die Vergangenheit und Gegenwart der Baronin die wünschbaren Aufschlüsse zu sammeln und je nach Befund und Umständen der verlassenen Frau eine bessere Lage zu verschaffen, oder aber sie aus dem Sinne zu schlagen und sein Unternehmen als ein verfehltes aufzugeben.

(Fortsetzung folgt.)

Herbsttag auf dem protestantischen Friedhof zu Florenz.

Von Helene Keller.

Liesblau das Himmelszelt und seidenweich,
Darunter still und weiß das Totenreich.
Bypressen, dunkle, hüten streng und groß
Den Schlaf der Sel'gen in der Erde Schoß.
In diese Stadt von Kreuz und Marmorstein
Flammt wild und farbenschön der Herbst hinein.
Vanilleduft; Geranium erglüht;
So leuchtend Leben aus dem Tode blüht.
Horch! schrill und grell die Pfortnerglocke hallt!
Wie seltsam hier ein Ton der Welt erschallt!
Ist's ein Besuch von fernem Heimatland
Für einen Müden, der hier Frieden fand?
Da liegt ein frisches Grab bereit. Für wen?
Für einen, der Florenzens Glanz gesehen,
Sich plötzlich fühlte reisemüde und matt
Und sich gesehnt nach einer Ruhestatt?
Du Lorbeergarten, still und wunderbar,
Nicht für jeden, der voll Heimweh war,
Die Heimat darfst du sein im fremden Land
Gar manchem, der nicht mehr nach Hause fand.
Von der Certosa zittert Glockenklang,
Auch San Miniato jubelt mit im Sang:
Gruß, Leben dir, im goldnen Herbsttagschein!
Gruß auch, ihr Toten euch, im stillen Lorbeerhain!